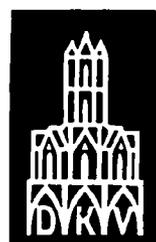


**DEUTSCHE LANDE / DEUTSCHE KUNST**  
herausgegeben von Burkhard Meier





# **D A N Z I G**

**AUFGENOMMEN VON DER STAATL. BILDSTELLE  
BESCHRIEBEN VON ERICH KEYSER**

**ZWEITE AUFLAGE 1934**

**DEUTSCHER KUNSTVERLAG BERLIN**

## ZUM STADTPLAN

1. Trinitatiskirche
2. Petrikirche
3. Stockturm
4. Langgasser Tor
5. Rathaus der Rechtstadt
6. Artushof
7. Marienkirche
8. Nikolaikirche
9. Johanniskirche
10. Barbarakirche
11. Elisabethkirche
12. Josephskirche
13. Rathaus der Altstadt
14. Große Mühle
15. Katharinenkirche
16. Birgittenkirche
17. Bartholomäikirche

## BILDERNACHWEIS

STAATL. BILDSTELLE, BERLIN: Seite 24–34, 36–61, 65–77, 79–80, 82–102, 104–109.

AEROKARTOGRAPHISCHES INSTITUT, BRESLAU: Seite 23.

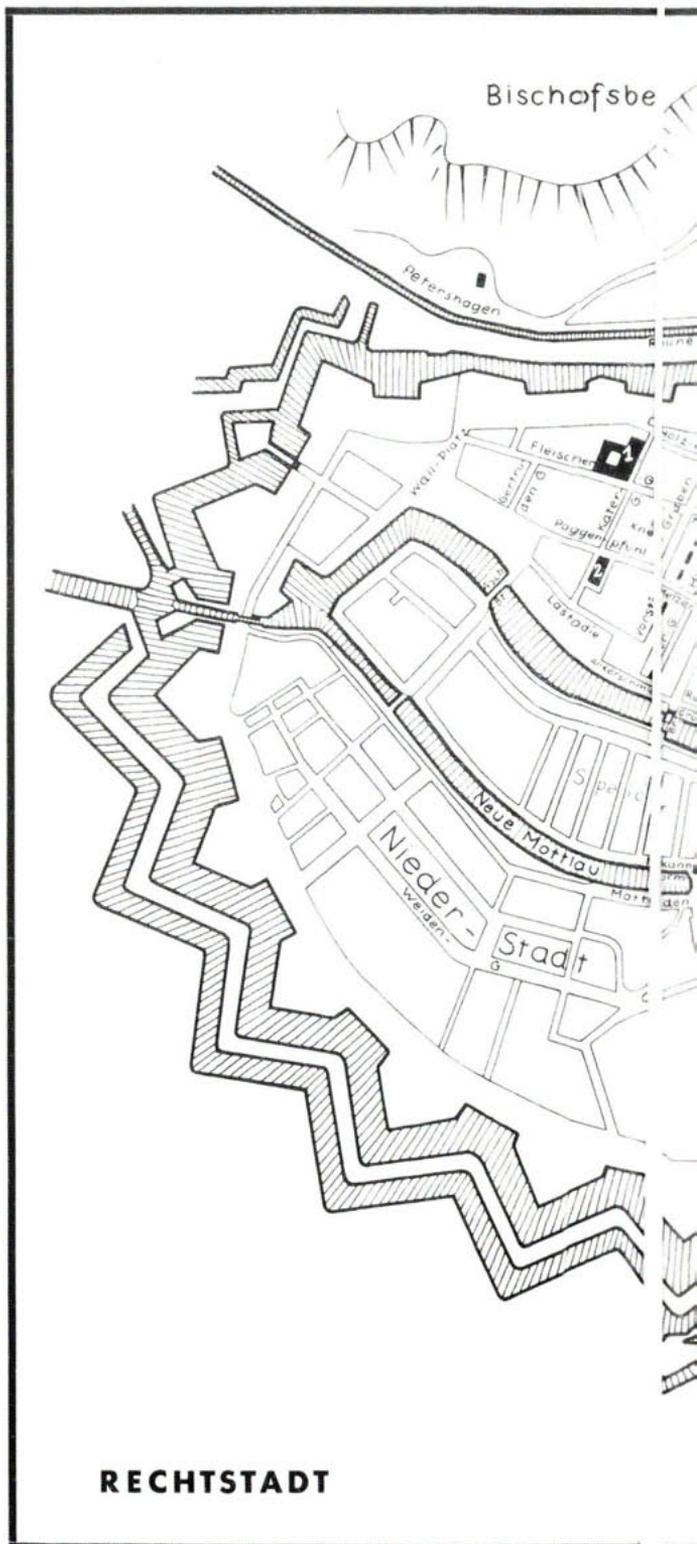
STAATL. LANDESMUSEUM, DANZIG-OLIVA: Seite 7, 9, 11, 13, 15, 18, 103, 110.

STADT. HOCHBAUAMT, DANZIG: Seite 35, 62–64.

STAATL. BAUBERATUNG UND DENKMALPFLEGE, DANZIG: Seite 78, 81, 114–115.

DR.-ING. ZIRKWITZ, DANZIG-OLIVA: Seite 111–113, 116.

A. RENGER-PATZSCH: Titelbild Marienkirche von Osten (aus Burmeister—Renger-Patzsch, Norddeutsche Backsteindome).



**RECHTSTADT**

be



Hagelsberg

Neugarten

Jung

Stadt

Mottlau

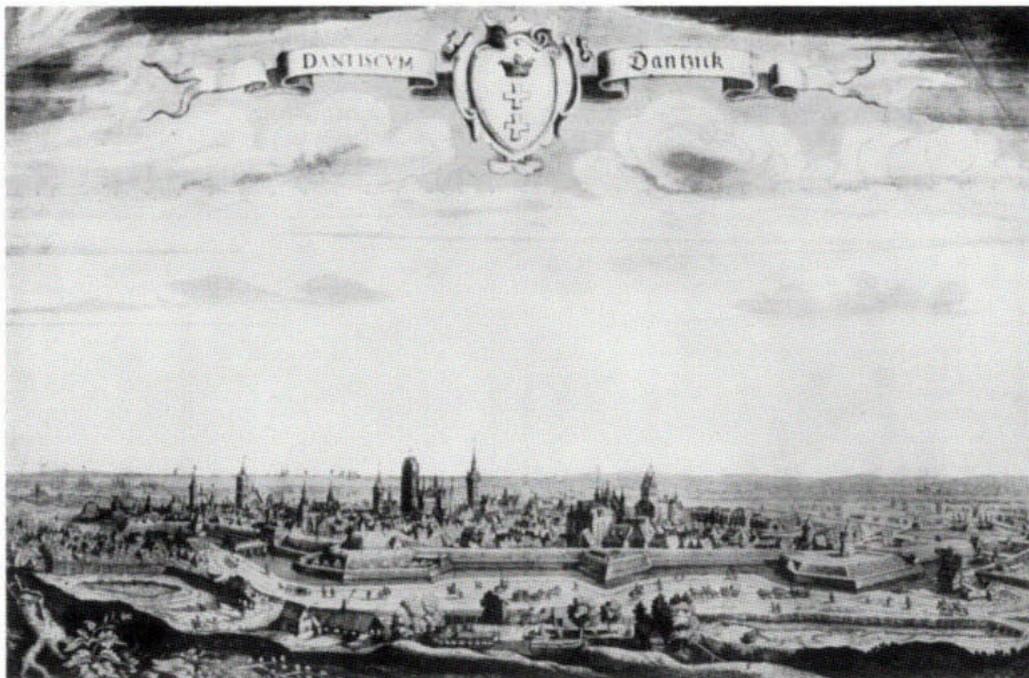
Weichsel

N

**ALTSTADT**

**M I T U N T E R S T Ü T Z U N G D E S S E N A T E S  
D E R F R E I E N S T A D T D A N Z I G**

Es lieferten: Das Papier Scheufelen, Oberlenningen. Den Druck A. Wohlfeld, Magdeburg.  
Den Einband Knaur, Hübel & Denck, Leipzig.



**DANZIG. STICH VON HENDRICK FOCKEN UM 1680**

!Dunkle Giebel, hohe Fenster,  
!Türme tief aus Nebeln seh'n,  
!Bleiche Statuen wie Gespenster  
!lautlos an den Türen steh'n.

Träumerisch der Mond drauf scheint,  
dem die Stadt gar wohl gefällt,  
als läg zauberhaft versteinet  
drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,  
über alle Häuser weit,  
nur des Meeres fernes Rauschen --  
wunderbare Einsamkeit.

Mit jener schwärmerischen Einstellung, deren die Romantik im besonderen Maße fähig war, hat Joseph von Eichendorff in diesen Worten den Eindruck wiedergegeben, den das Danziger Stadtbild zur Zeit seines Aufenthaltes von 1820--24 auf ihn ausgeübt hat. Danzig war nach den Stürmen und Kämpfen der Franzosenzeit zu einer friedlichen Stätte biedermeierlichen Behagens geworden. Noch reihte sich in seinen Straßen Beischlag an Beischlag, auf denen die Bürger im Abenddämmern ihren Kaffee tranken und ihre Pfeife rauchten. Noch bildeten die Häuser eine ununterbrochene Kette nicht immer wohnlicher, aber doch anmutiger Bauwerke. Der Gang der städtischen Entwicklung ließ sich an ihnen ablesen. Das Haus der Spätgotik mit seinem Staffelgiebel und der strengen Gliederung seiner Fassade wies auf den Aufschwung am Ende des 15. Jahrhunderts hin, als Danzig zum ersten Male frei von landesherrlicher Bevormundung seine Schiffe weit über Brügge hinaus zum Salzkauf nach der Bai von Biskaya entsandte. Die in Farben und Ornamenten prunkenden Gebäude der Spätrenaissance waren zwischen jene bescheideneren Nachbarn selbstbewußt hingestellt. Ihre Erbauer beherrschten Europas Handel von der Düna und dem Njemen bis zur Straße von Gibraltar und den Küsten Italiens. Aber auch als schon die schwedisch-polnischen Kriege das Weichselland verheerten, hatte sich trotz aller beginnenden Verarmung und politischen Schwächung jener städtebauliche Kunstsinn erhalten, der auch die Werke des Barocks und des Rokokos zu adeln vermochte. Selbst die einfachen Häuser, die der Danziger Bürger bei allzu großer Baufälligkeit seines überkommenen Erbes noch zur Zeit

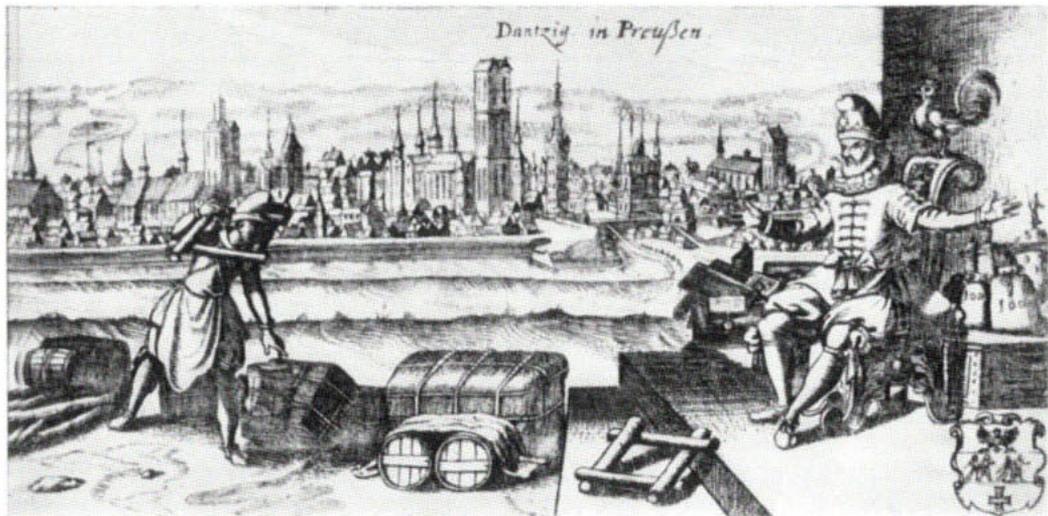
Eichendorffs dem Stadtbilde einfügte, deuten auf keinerlei Bruch der Entwicklung hin. Es ist überaus reizvoll, die 54 „Malerischen Radierungen“ zu durchblättern, die Johann Carl Schultz in den Jahren 1855—1867 seiner neuen Heimat gewidmet hat. Es war tatsächlich „die ungetrübte Reinheit, die sie in ihrem charakteristischen Gewande sich so trefflich erhalten hatte“, die Danzig, wie Rudolf Genée sagte, dem Altertumsfreunde wertvoll machte.

Nur mit tiefer Wehmut können wir Menschen der Gegenwart jener Einheitlichkeit und Vollständigkeit des Alt-Danziger Stadtbildes gedenken, die noch unsere Großväter erlebt und geschaut haben. Aber gerade sie haben seine Schönheit zu zerstören begonnen. Dem Abgott des Verkehrs wurden Beischläge, Tore und Wälle geopfert. Das „Geschäft“ spaltete die Fassaden und riß die Giebel herunter. Aber nicht in diesen Maßnahmen lag die Ursache des Abstieges; denn auch die früheren Zeiten haben Häuser und Straßen ihren Bedürfnissen angepaßt, vielmehr führte nur die Unfähigkeit, dem Alten Gleichwertiges zu erschaffen, den Verfall herbei. Es war ein Fehler, durch kümmerliche Nachahmung des „Danziger Stils“ das Stadtbild erhalten zu wollen. Dazu hatten sich weder Renaissance noch Barock, weder Rokoko noch Biedermeier verstanden. Aber sie hatten den Rhythmus gefühlt, der hinter den wechselnden Gestalten der Stile die Eigenart Alt-Danzigs begründet hatte. Es ist bedauerlich, daß auch noch in letzter Zeit jenes Grundgesetz städtebaulichen Schaffens allzuoft verkannt und leider noch häufiger verletzt wurde.

Es ist deshalb überflüssig, die bauliche Wirksamkeit der letzten hundert Jahre genauer zu betrachten. Sie hat nichts dazu beigetragen, Danzig dem Fremden unvergeßlich und dem Einheimischen liebenswert zu machen. Der Freund der Stadtbaukunst, der heute Danzig besucht, muß seinen Blick auf die Werke der vorausgegangenen Jahrhunderte richten. Ihrer sind trotz allem so viele, und ihre Art ist so köstlich, daß die „Königin der Weichsel“ noch immer zu den schönsten deutschen Städten gerechnet werden kann. Wer kennt in Deutschland nicht den wurzelfesten Turmklotz von St. Marien (Abb. S. 27), die stolze Schlankheit des Rathhausturmes (Abb. S. 60), den fein geschwungenen Umriß des Krantores (Abb. S. 73)?

Aber merkwürdig; der Fremde, der zum ersten Male Danzigs Straßen durchwandert und seine Bauten mustert, ist nicht selten enttäuscht. Die Kirchen erscheinen ihm außen kahl und nüchtern, innen düster und kalt. Die Bürgerhäuser lassen in ihrem Aufbau den Reiz der Abwechslung so häufig vermissen, daß ein Haus dem anderen zu gleichen scheint. Nirgends ein Formenreichtum wie beim Münster von Freiburg; nirgends eine malerische Buntheit, wie bei den Häusern in Nürnberg und Hildesheim. Wer mit verwöhnten Augen nach besonders „schönen“ Häusern ausspäht, wird nur wenige finden. Denn sind das „Englische Haus“ in der Brotbänkengasse (Nr. 12) oder das „Ferberhaus“ in der Langgasse (Nr. 28) oder das Haus des reichen Handelsherrn Speymann von der Speye auf dem Langenmarke (Abb. S. 83) wirklich „schön“ zu nennen?

Trotzdem übt die Stadt auf jeden Beschauer einen eigenartigen Zauber aus. Wie ist er zu erklären? Zunächst ist zu beachten, daß der Reiz des Danziger Stadtbildes um so größer ist, je mehr es im ganzen betrachtet wird. Der Blick von den westlichen Anhöhen, dem Bischofsberg oder dem Hagelsberg, läßt die Geschlossenheit der alten Form erkennen. Wie eine Kulturinsel hebt sich zum Teil noch immer wallumwehrt die Stadt aus der Landschaft heraus. Nach Süden und Südosten zu dehnt sich das weite fruchtbare Weichseldelta, das noch um mehrere Meter tiefer als der Stadtgrund gelegen ist. Im Nordosten öffnet sich hinter dem Dünensaum, der die Weichselniederung einfaßt, im Halbkreis die Danziger Bucht. Es sind unendliche Weiten, die das Auge zu überspannen vermag. Um so wirkungsvoller steigt aus ihnen die Stadt empor, eine enggedrängte Masse dunkler Häuser, deren ziegelgedeckte Dächer und Firste im wesentlichen in einer Ebene liegen. Schon die Maler und Stecher des 17. und 18. Jahrhunderts haben sich diesen landschaftlichen Gegensatz nicht entgehen lassen. Er war für sie noch stärker vorhanden, da damals der Häuserkörper von hohen Wällen und breiten



D/ANZIG. STICH VON EBERHARD KIESER 1625

Gräben eingerahmt wurde. Auch heute noch vermittelt der Anblick Danzigs von einigen Stellen des Bischofsberges, mag der Dunst des Mittags über den Dächern lagern oder die Abendröte die Mauern der Kirchen und Rathäuser zum Erglühen bringen und auf dem Gold und Kupfer ihrer Türme funkeln, unvergleichliche Eindrücke. Der Stadtgrundriß, weit in die Länge gezogen, ist nicht breit, und die Berge, von denen wir hinunterschauen, sind nicht hoch genug, um die Stadt, wie es etwa das Flugzeug ermöglicht, als Fläche zu empfinden. Sie wirkt nur als Aufriß, als ein schmales Band, das die ragenden Glockentürme der Pfarrkirchen in einzelne Abschnitte zergliedern. Die Altstadt mit St. Katharinen und St. Bartholomäi, die Rechtstadt mit St. Marien und St. Johann, die Vorstadt mit St. Peter und Paul und St. Trinitatis scheiden sich deutlich voneinander ab.

Ähnlich ist das Bild, das der Wanderer von der Niederung her in sich aufnimmt. Nur scheint die Stadt von dort aus viel höher zu liegen, als es ihren tatsächlichen Maßverhältnissen entspricht, und wird überdies von den Anhöhen des Bischofsberges und Hagelsberges umschirmt. Sie scheint etwa von Walddorf oder der neuen Breitenbachbrücke oder auch vom Kaiserhafen her gesehen weit mehr nach oben als in die Breite gereckt zu sein. Aber in jedem Falle bildet sie eine Raumeinheit, ein geordnetes Ganzes, dessen einzelne Teile nicht vermehrt oder vermindert werden könnten, ohne von Grund auf seine Wirkung zu verändern. Sie muß deshalb auch als Ganzes erschaut und gewertet werden.

Das gleiche gilt von dem Innern der Stadt. Das Durchwandern der Straßen enthüllt mehr Schönheiten als das Verweilen bei einzelnen Gebäuden und Bauteilen. Das Auf und Ab der Giebel, der Durchblick auf die Dächer, die hinter ihnen hervorlugen, die Reihung der Fenstergesimse und Beischlagbrüstungen treten in ihrem Gleichmaß und in ihrer Mannigfaltigkeit erst hervor, sobald Haus nach Haus an dem Beschauer vorübergleitet. Mag der Blick auf die Langebrücke, das Bild der Jopengasse und der Frauengasse noch so oft und kunstvoll von dem Maler, Zeichner, Radierer oder Lichtbildner wiedergegeben werden, diese Wiedergaben erscheinen dem starr und eintönig, der jene Straßen einmal aufmerksam durchschritten hat. Der Schwung einer unablässigen Bewegung, nicht die einmalige und eindeutige Gestalt seiner Formen macht den eigentümlichen Reiz des Danziger Stadtbildes aus.

Dasselbe Gesetz kommt in den Innenräumen der Danziger Gebäude zum Ausdruck. In den weiten, hohen Hallen der Marienkirche fesseln keine verzierten Kapitelle, wie sie die Dome von Bamberg und Naumburg schmücken. Nirgends grüßen alte, bunte, figurenreiche Fenster hernieder – die wenigen Glasmalereien, die in Danziger Kirchen vorhanden sind, entstammen erst den letzten Jahrzehnten. Auch den Einzelwerken der bildenden Kunst, den Altären, Epitaphien, den Gittern und Blakern wird mancher keinen rechten Geschmack abgewinnen. Sie haben gewiß höchsten kunstgeschichtlichen Wert; aber ihre Kunst weist nur zu oft auf ihren ortsgebundenen, handwerklichen Ursprung zurück. Trotzdem könnte keines dieser Werke an seinem Platz entbehrt werden. Sie leuchten und funkeln, sie füllen und wärmen, wie vorherbestimmt, ein jedes an seinem Orte im Kirchenraume. Auch sie gehören alle untrennbar zusammen, wie die Häuser in den Gassen, auch sie bilden eine Einheit, ein geordnetes Ganzes.

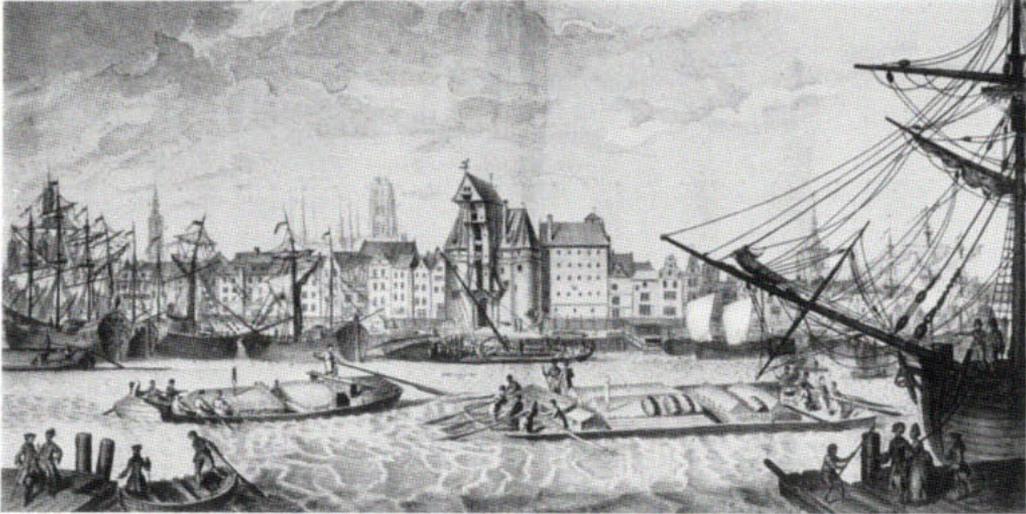
Die künstlerische Wertung Danzigs muß deshalb auch in jeder Hinsicht auf dieses Ganze gerichtet sein und darf sich nicht in Einzelheiten verlieren. Die nachstehende Darstellung vermeidet es daher absichtlich, die einzelnen Gebäude geschichtlich und künstlerisch weiter zu würdigen, als es ihre Bedeutung für den Gesamteindruck der Stadt notwendig macht.

Gewiß war eine derartige Auffassung Danzigs früher leichter möglich, als jetzt, da das Stadtbild, wie gezeigt, unheilbare Verletzungen bereits erlitten hat. Die zu erwähnenden Bauwerke lassen allzusehr den Rahmen vermissen, in den sie einst eingefügt waren. Sie erscheinen in ihrer Vereinzelung als Individuen, während sie doch nur Glieder eines einzigen großen Individuums gewesen waren. Man tut daher gut, die Betrachtung des gegenwärtigen Stadtbildes mit der Durchsicht alter Prospekte und Stiche zu verbinden. Sie liegen in reicher Zahl vor. Die älteste Gesamtansicht Danzigs stammt aus dem Jahre 1573. Das Werk eines noch unbekanntem Meisters folgte ihr um 1593. Dann schuf der Danziger Aegidius Dickmann außer einer Gesamtansicht vom Bischofsberge eine Mappe mit 14 Straßenbildern, die trotz ihrer Unbeholfenheit einen lehrreichen Einblick in die Umbildung des spätgotischen Danzigs in die Stadt der Renaissance gestatten. Ungleich wirksamer sind die Stiche, die der Danziger Stadtbaumeister Peter Willer 1687 veröffentlicht hat. Auch die folgenden Jahrhunderte haben ihre Darsteller gefunden. Matthaeus Deisch 1765 und Carl Schultz 1854 wurden zu den nachdrücklichsten Zeugen des alten Danzigs in seiner Ganzheit.

Zu dieser Gesamtanschauung wurde früher auch der Fremde weit mehr gezwungen, als es heute geschieht. Wer von dem Bahnhof aus eine moderne Stadt betritt, sieht sich in den meisten Fällen einem wirren Durcheinander von Straßen und Plätzen gegenüber, durch das er sich nur an Hand eines Führers hindurchzufinden vermag. Straße schließt sich an Straße, Haus reiht sich an Haus. Jeder sammelnde Mittelpunkt, jeder Wegweiser fehlt. Nur die Straßenbahn oder der Kraftwagen geleiten auf viel verschlungenen Pfaden zu dem gewünschten Ziele hin, das dann plötzlich, ohne vorher sichtbar geworden zu sein, vor dem Reisenden auftaucht.

Anders war es in früherer Zeit. Schon von weitem zeigten die Türme der Kirchen und Rathäuser dem Fremden die Nähe der Stadt an. Mit scharfem Blick konnte er aus ihrer Menge die Zahl der Kirchspiele, die Ausdehnung und Gliederung der Stadtteile erkennen. An der Stadtmauer oder am Stadtwalle entlang wurde er von Turm zu Turm dem Eingangstore zugeführt, über oder neben dem sich oft ein besonders hoher Turm befand, um den Fremden zu grüßen und ihm die Pforte zu dem Frieden und Reichtum der hinter ihm verborgenen Siedlung zu zeigen.

Auch in Danzig erhob sich über dem Haupteingang zur Stadt von der Höhe her bereits im Mittelalter ein Turm, der das davor liegende Tor und die sich anschließenden Festungswerke weit überragte; er wurde deshalb schon frühe als der „Hohe Turm“ bezeichnet, bis er später nach dem in ihm untergebrachten Gefängnis den Namen Stockturm erhielt (Abb. S. 75). Er verdankt seinen Ursprung den gewaltigen Anlagen, die der Rat mit Genehmigung des Hochmeisters des Deutschen Ordens seit der Mitte des 14. Jahrhunderts rings um die Rechtstadt



**DIE MOTTLAU AM KRANTOR. HANDZEICHNUNG V. FRIEDRICH LOHRMANN, STICH V. J. SCHUSTER 1770**

ausführen ließ. Im Jahre 1378 dürfte sein Bau zusammen mit dem Stadtgraben vollendet gewesen sein. Als später höhere Wälle dem Turme vorgelegt wurden, ward auch er um zwei Stockwerke erhöht. Er sollte auch weiterhin als Torwart dienen, gleichwie das Glöckchen in seiner Laterne die Stunden angab, zu denen die schweren Torflügel geöffnet und geschlossen wurden.

Die Stadt hatte zu ihrer Blütezeit am Anfang des 17. Jahrhunderts nur noch drei weitere Eingänge, das Jacobstor im Norden, das Werdertor im Osten und das Leegetor im Süden. Aber die wichtigste Zufahrt blieb im Westen bestehen, wo die Wege von Dirschau und Praust sowie von der Kaschubei her zusammentrafen. Da von dieser Seite auch am ehesten ein feindlicher Angriff zu befürchten war, wurden die Wälle dort am stärksten ausgebaut. Vor dem „Hohen Turme“ durchbrach sie das „Hohe Tor“. Aber auch wer Tor und Turm überwunden hatte, befand sich noch nicht im Innern der Stadt. Ihre Lebensader, die Langgasse, war für den Zutringling durch ein weiteres Tor, das zeitweise noch durch einen davorliegenden Graben gedeckt war, gesperrt. Es waren die Verschlüsse der drei Befestigungsketten, die Danzig seit 1310, seit 1343 und 1574 umgaben. Im Zusammenhang mit den anschließenden Mauern und Wällen weist somit die Lage des Hohen Tores (Abb. S. 76) und des Langgasser Tores (Abb. S. 75) auf den Umfang der Stadt zur Zeit der Gotik, wie des Hohen Tores zur Zeit der Renaissance hin. Erst hinter dem Langgasser Tor lag die eigentliche, rechte Stadt, die Rechtstadt. Der Langemarkt bezeugt ihre Entstehung als Marktsiedlung am Ausgang des 12. Jahrhunderts, die Langgasse ihren Ausbau zur Stadt in den hundert Jahren danach. Das Rathaus, von beiden Seiten her sichtbar, bildete den räumlichen und sachlichen Mittelpunkt jener beiden älteren Gemeinwesen (Abb. S. 60–61). Auch wer von der See die Weichsel und Mottlau aufwärts der Stadt sich näherte, erblickte vor sich, gleichsam im Längsschnitt, wie in dem Aufschluß eines Gebirges, zunächst die Burgstätte am Mottlauknie mit den Ausläufern der Altstadt, dann die Neustadt mit St. Johann und schließlich die Rechtstadt mit dem Rathaus und St. Marien. Die Grüne Brücke, einst Koggenbrücke genannt, gebot den Schiffen Halt. Wer den Fluß weiter hinauffuhr, sah südlich der Rechtstadt noch die

Vorstadt sich ausbreiten. Der Turm am Fischmarkt, das Krantor und der Ankerschmiedeturm gaben die Trennungspunkte an. Das Grüne Tor vermittelte den Eintritt zum Langenmarkte (Abb. S. 77).

Auch heute noch sollte jeder, der Danzig kennenlernen will, jenem alten Wasserwege oder jenem alten Landwege folgen. Es könnte ihm dann nicht schwer fallen, in dem Wirrnis der Gassen und Gäßchen die Richtlinien der ihnen zugrunde liegenden Ordnung aufzuspüren. Nur sollte er auch nicht versäumen, was dem Fremden früher nicht erlaubt war, den Turm von St. Marien zu besteigen. Er ist mit Absicht gerade so hoch erbaut, daß von ihm die äußersten Grenzen des alten Danziger Stadtgebietes noch zu erkennen sind. Anders als es der Bischofsberg und Hagelsberg gestatten, bietet sich von dieser Stelle ein malerischer Überblick über die enggedrängte Siedlungsfläche dar. Die einzelnen Stadtteile heben sich mit ihren Kirchen und Türmen deutlich voneinander ab. In weitem Umkreis breiten sich die Weichselniederung, die pommerellischen Höhen und die Ostsee aus. In äußerster Ferne schimmern die Halbinsel Hela, die Berge bei Elbing und die Mauern der Marienburg. Es gibt keine bessere Gelegenheit, um Danzigs Stadtbild künstlerisch und geschichtlich zu erfassen, als die Umschau vom Pfarrturm, die Fahrt auf der Mottlau, den Gang vom Heumarkt durch die Langgasse zum Grünen Tor und den Blick vom Bischofsberg. Wer dagegen vom Hauptbahnhof seinen Einzug hält, wird sich schwerlich zurechtfinden.

Die Entwicklung der Stadt Danzig ist vom Langenmarkte ausgegangen. Schon vor dem Jahre 1178 hatten deutsche Kaufleute an dieser Stelle ihre Marktbuden aufgeschlagen. Am Grünen Tor lag die „Danziger Brücke“, die gleich der berühmten „Deutschen Brücke“ in Bergen der Anlegeplatz für die Koggen war, die ehemals bis zu dieser Stelle die Mottlau aufwärts fahren konnten. Doch war es wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Mottlauufers nicht ratsam, in seiner unmittelbaren Nähe sich anzubauen. Erst in der Kürschnergasse und Berholdschen Gasse begannen die Wohnstätten. Von diesem ältesten Danzig sind keine baulichen Reste mehr erhalten. Schon am Anfang des 13. Jahrhunderts erfreute sich die Marktsiedlung eines nicht unbedeutenden Handels mit Salz und Tuchen. An ihren Einnahmen waren das Kloster Oliva, das 1178 bei Danzig gegründet war, und das Kloster Zuckau im Radaunetal seit 1209 beteiligt. So nahmen die deutsche Kirche und der deutsche Handel von dem Boden Danzigs aus ihren gemeinsamen Ausgang in das untere Weichselland. Die Fürsten von Danzig, die sich seit 1236 Herzöge von Pommerellen nannten, standen ihrem Beginnen freundlich gegenüber. Ihre Burg lag am Mottlauknäe. Zwischen ihr und der Marktsiedlung dehnte sich ein altes Fischerdorf aus, das von Kaschuben und Preußen bewohnt wurde. Als Gotteshaus diente ihnen etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die St.-Katharinen-Kirche. Auf die weitere wirtschaftliche und politische Entwicklung Danzigs hat diese Landgemeinde keinen Einfluß ausgeübt.

Die deutsche Marktsiedlung wurde zum Träger der Danziger Zukunft. Zur Förderung ihres Handels mußte ihr der Verkehr von der Danziger Höhe und von der Danziger Bucht zugeleitet werden. Dem ersten Zweck diente die Langgasse, die über Petershagen nach Praust und Dirschau und über Neugarten nach Karthaus führte. Den Weg nach der Weichselmündung, dem Strande zwischen Brösen und Zoppot und darüber hinaus in die nördlichen Teile der Kaschubei vermittelte die Jopengasse. Über den heutigen Holzmarkt gelangte der Reisende zu dem großen Straßenzuge der Schmiedegasse und der Pfefferstadt, der wiederum mit dem kaschubischen Landwege in der Richtung der späteren Großen Allee nach Langfuhr in Verbindung stand. So sind die Langgasse und die Jopengasse als älteste Verkehrswege aufzufassen. Ihre gewundene Führung deutet noch heute, wie es bei allen Landstraßen der Fall ist, auf ihre ursprüngliche Bedeutung hin und ist nicht etwa, wie man auch gemeint hat, wegen ihrer malerischen Wirkung hergestellt.

In jener Zeit war der Kampf um das tägliche Brot nicht leichter und milder als in der Gegenwart. Es waren wetterfeste schicksalgeprüfte Männer dazu nötig, um dem deutschen Handel den Weg von Lübeck her nach dem Osten zu erschließen.